

Ondřej Hübl (*1976) ist ein tschechischer Drehbuchautor, Texter und Schriftsteller. Gemeinsam mit Regisseur Miroslav Krobot schrieb er die TV-Serie »Zkáza Dejvického divadla« (dt. »Der Untergang des Dejvice-Theaters«), die für den Tschechischen Löwen als beste Dramaserie nominiert wurde. 2018 veröffentlichte er den Erzählband »Hod mrtvou labutí« (dt. »Wurf eines toten Schwans«). Sein Roman »Opona« (2022) zeigt sein Gespür für schwarzen Humor, Spannung und präzise Beobachtungen der Gegenwart.

Daniela Pusch (*1978) studierte Russistik, Bohemistik und Medienwissenschaft in Marburg, Moskau und Brünn. Sie unterrichtet Tschechisch und übersetzt aus dem Tschechischen u.a. Prosa von Alena Zemančíková und Lyrik von Jiří Daníček oder Sylva Fischerová. Für Voland & Quist übersetzt sie erstmals den Roman »Opona« (dt. »Der Vorhang«) von Ondřej Hübl. Sie war Stipendiatin des internationalen Übersetzungsprojekts TransStar Europa und Gewinnerin des Susanna-Roth-Preises für junge Übersetzer*innen (2014). Sie lebt in Düsseldorf.

DER **ONDŘEJ**
HÜBL
ROMAN **VORHANG**
AUS DEM TSCHECHISCHEN
VON DANIELA PUSCH

In diesem Buch kommen vereinzelt rassistische und diskriminierende Begriffe vor (Seiten 21, 201, 307 und 357). Sie werden von Figuren innerhalb der erzählten Handlung verwendet und können für einige Leser*innen verletzend sein.

Diese Begriffe wurden vom Verlag nicht verändert, da sie Teil der literarischen Darstellung des Autors von Rassismus, Ausgrenzung und Gewalt sind. Ihr Auftreten im Text macht die Realität und Wirkung rassistischer Sprache deutlich, spiegelt aber nicht die Haltung des Verlags wider.



Dieses Buch wurde kofinanziert von der Europäischen Union.



Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert mit Mitteln des tschechischen Kultusministeriums.



Originaltitel: Opona
erschieden im Verlag Druhé město, Tschechien 2022
© Ondřej Hübl

Deutsche Erstausgabe
© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin 2026
Gleditschstr. 66
D-10781 Berlin
info@voland-quist.de
www.voland-quist.de

Lektorat: Kristina Wengorz
Korrektorat: Eva Maria Kirbach
Deutsche Umschlaggestaltung: Guerillagrafik
Satz: Fred Uhde
Druck und Bindung: BALTO print, Litauen
ISBN: 978-3-86391-442-4

Prolog

In einer gewöhnlichen Plattenbauwohnung, deren Einrichtung eine Mischung aus östlich-slawischer Geschmacklosigkeit und westlicher Dekadenz darstellt, steht eine Frau im eleganten Kostüm. Abgestoßen schaut sie sich um; der einstige Besitzer wollte modern und westlich sein, was ihm aber nicht wirklich gelungen ist. An den Wänden hängen Plakate der Rolling Stones und von amerikanischen Rappern, im Wohnzimmer steht ein verstaubter CD-Ständer mit CDs, die seit einer Ewigkeit niemand mehr gehört hat, unter kitschigen Sandbildern dominiert auf einem scheckigen Teppich eine schwarze Ledersitzecke den Raum, auf dem kleinen Glastischchen mit Goldfüßen davor ein billiges Urlaubssouvenir: ein Aschenbecher mit der Aufschrift *Venezia* und Streichhölzer – ein Werbegeschenk. Die Frau blickt auf ihre überteuerte Schweizer Armbanduhr. Dann holt sie aus ihrer Handtasche eine Zigarette hervor und saugt gierig den todbringenden Rauch ein.

In diesem Augenblick fliegt die Eingangstür auf, und die Wohnung füllt sich plötzlich mit Menschen, alten Möbeln, hier wird Hand angelegt. Ein Innenarchitekt zeigt den Möbelpackern, was wohin gehört, was weggebracht, was dagelassen

werden soll. Die Möbelpacker sehen aus wie Requisiteure beim Film: Innerhalb kürzester Zeit verwandeln sie die Wohnung in eine Kulisse aus den 1950er-Jahren. Das Mick-Jagger-Plakat wird durch eines von Lenin ersetzt, der unglücklich farbige Schriftzug *Be Happy* durch Hammer und Sichel. Verschiedene Zeitschriften und Bücher mit kyrillischen Buchstaben enden in Kisten. Im Bücherregal, das wohl – glücklicherweise – einer Oma des Wohnungseigentümers gehört hat und das der Architekt zu erhalten gedenkt, werden alphabetisch die Schriften von Marx, Lenin, Stalin sowie Gedichte von Pavel Kohout eingeordnet. Die Requisiteure reißen die Tapeten herunter und streichen die Wände im Nu mit einer Musterwalze. Sie tragen den Fernseher fort und bringen einen alten Radioapparat herbei. Ebenso schnell, wie sie gekommen sind, verschwinden sie auch wieder, zurück bleibt nur die Frau im Kostüm.

Sie fotografiert alles mit dem Handy und verschickt die Aufnahmen. Dann drückt sie ihre letzte Zigarette im Aschenbecher aus und sieht sich noch einmal in der Wohnung um. Endlich lächelt sie. Als sie geht, dreht sie sich ein letztes Mal um. Die geöffnete Tür zum Schlafzimmer stört den Ausblick, denn dort baumelt ein Erhängter am Kronleuchter. Die Frau macht ein finsternes Gesicht, diskret schließt sie die Tür.

Erster Teil

Aida

Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken.

Karl Marx

Josef stand vor dem Gebäude des prestigehaften Prager Gymnasiums, und ihm war, als hielte eine fremde, eisige Hand seinen Magen fest umschlossen. Er fühlte sich beinahe wie damals vorm Abi: Die ganze Klasse hatte sich während der Besichtigung einer Brauerei besoffen, und seine Freunde hatten ihn, völlig blau, um zwei Uhr am helllichten Tag zur Schule geschleppt und vor dem Gebäude auf einer Bank liegen lassen. Der Direktor – ein vernünftiger Kommunist, der das Ende des Sozialismus sicherlich schon vorausahnte – kehrte das damals unter den Teppich. Heute, das wusste Josef, erwartete ihn etwas Ähnliches, und das würde wohl nicht unter einem Teppich verschwinden. Persönliche Kontakte mit der Schule überließ er meist seiner Frau oder seinem Sponsoringfonds, doch heute kam er um die Unannehmlichkeit nicht umhin.

Er betrachtete Johannes Kepler, der zusammen mit Tycho Brahe als realistische Skulptur vor dem Schulgebäude stand: in der Hand ein zusammengerolltes Horoskop, den Blick gen

Sterne gerichtet. Er erinnerte ihn an die mit Mühe gelösten Integralrechnungen, aber auch an die wunderbaren Physikstunden. Sie hatten einen großartigen Lehrer gehabt, der von der Akademie der Wissenschaften geworfen worden war, weil er – wie man damals sagte – nicht Mund und Gleichschritt gehalten und einen Parteifunktionär zum Teufel geschickt hatte. War er es nicht vielleicht sogar gewesen, der damals beim Direktor ein gutes Wort für ihn eingelegt hatte? Das würde wohl niemand mehr erfahren. Josef atmete ein, und mit dem Gefühl eines kleinen Schuljungen, der seine Hausaufgaben vergessen hat, betrat er das Schulgebäude.

Das Direktorenzimmer war noch an seinem Platz, nur das Mobiliar auf den Fluren und die Aushangtafeln waren erneuert worden. Überhaupt hatte sich die Atmosphäre der Schule irgendwie verändert: Während sie einst, in Vorahnung der sich nähernden Samtenen Revolution, auf alles piffen und ständig in Kneipen gewesen waren (zu jener Zeit Mitglied einer offiziellen Organisation zu sein, war damals äußerst peinlich und also undenkbar), beteiligten sich die heutigen Schüler direkt an der Schulverwaltung und riefen auf Aushängen zu optimistischem Aktivismus auf. Unwillkürlich dachte er an den Roman *Der Scherz* von Milan Kundera: *Optimismus ist Opium für die Menschheit. Ein gesunder Geist stinkt nach Dummheit! Es lebe Trotzki!* Er fühlte sich ein wenig wie der Romanheld Ludvik. Die Schule hatte jedoch tolle Ergebnisse vorzuweisen, weshalb er sich entschieden hatte, seine Tochter hierher zu schicken. Hatte er einen Fehler gemacht? Sein Handy klingelte – zu laut und aggressiv, es schallte durch den Flur wie ein Chemie-Alarm. Andrej. Er drückte ihn weg und stellte das Handy leiser. Im Direktorenzimmer wartete seine Tochter auf ihn.

Luisa. Mit diesem seltsamen Namen war er nicht einverstanden gewesen, doch Markéta hatte sich durchgesetzt. Für ihn klang er irgendwie widerspenstig, stolz, deutsch. Er hatte befürchtet, dass seine Tochter gemein und dominant werden könnte, war er doch überzeugt davon, dass der Name das Schicksal seines Trägers bestimmte. Schließlich aber gewöhnte er sich daran, so, wie man sich als Eltern teil daran gewöhnt, dass das eigene Kind schießt. Und seine Tochter war lieb und hübsch – und sie liebte ihn. Zumindest bis zur Pubertät. Dann beriet der Hormoncocktail in ihrem Gehirn sie anders, weshalb sie jetzt auch im Direktorenzimmer an einem Tischchen saß und so tat, als wäre sie nicht da.

Teilnahmslos schaute sie aus dem Fenster, obwohl die Schulleiterin gerade mit ihr sprach und mit den Fingern an einem Tütchen Marihuana herumspielte.

»Willst du dazu etwas sagen, Kaarlova? Vielleicht, dass das alles ganz anders ist und dass das hier nicht dir gehört?«

Luisa zuckte nur mit den Schultern und sagte nichts.

»Nein? Würdest du mich mit deinem Vater allein lassen?«

Luisa ging übertrieben dramatisch vor die Tür. Die Schulleiterin setzte eine freundlichere Miene auf.

Josef war die Angelegenheit peinlich. Dass er gestern im Ministerium noch hart über Milliarden verhandelt hatte, war ihm jetzt überhaupt nicht anzusehen.

»Ich ... verstehe das, natürlich, ich möchte mich entschuldigen, wenigstens für sie ...«

»Unser Gymnasium ist eine staatliche Schule mit sehr gutem Ruf, Herr Kaarl, hier aufgenommen zu werden ist schwierig, und deshalb wollen wir, dass diejenigen, die hier sind, es auch wertschätzen.«

»Wir schätzen es wert!«

»Sie vielleicht schon, aber Luisa? Sehen Sie, es geht nicht bloß um das Marihuana. Wissen Sie, wie viele Fehlstunden Ihre Tochter hat?«

»Sie meinen unentschuldigste?«

»Entschuldigte, das ist es ja, aber ich möchte ungern die Atteste der verschiedenen *Ärzte* überprüfen.«

»Von was für Ärzten?«

Die Schulleiterin öffnete eine Schublade und reichte ihm daraus einen Stapel abgestempelter Atteste.

Josef und seine Tochter saßen in seinem Tesla. Beide schwiegen. Luisa hörte Musik über Kopfhörer und schaute aus dem Fenster. Josef versuchte gar nicht erst, mit ihr ein Gespräch anzufangen, es würde ohnehin zu nichts führen.

Als das Telefon klingelte und im Autodisplay wieder Andrejs Name erschien, nahm Josef den Anruf an, doch nur, um ihn gleich wieder zu beenden.

»Bin grad nicht allein, ruf' dich später an, okay?«

Andrej sprach mit deutlichem russischem Akzent: »Melde dich, wenn passt dir.«

Jetzt sah Luisa ihren Vater tief verächtlich an: Sie konnte seine Geschäfte nicht ausstehen. Seine ganze Aida konnte sie nicht ausstehen. Sie konnte Unternehmertum grundsätzlich nicht ausstehen, weil sie den Kapitalismus nicht leiden konnte. Das jedoch wusste ihr Vater noch nicht.

Aida war nicht irgendein Name, sondern auch eine Oper von Verdi, den Luisas Mutter Markéta innigst verehrte, weshalb Josef auch das Nationaltheater und die Prager Philharmonie sponserte. Und es war die Abkürzung für ein System für autonomes Fahren für Pkw: ARTIFICIAL INTELLI-

GENCE DRIVE AUTO. Aida war eine Firma, die Milliarden verdienen sollte. Vielleicht tat sie es bereits.

Als Aida hinter einem Fahrradfahrer abbremste und den Wagen selbstständig in Richtung der Villenkolonie Baba lenkte, wo Familie Kaarl lebte, schoss Josef eine Erinnerung durch den Kopf:

Einmal, als kleiner Junge, war er auf dem Weg zur Flötenstunde in die Musikschule gewesen, er hatte keine Lust und trödelte. Bevor er die Allee der jugoslawischen Partisanen überquerte, schaute er sich um, wie man es ihm beigebracht hatte: nach links, nach rechts, wieder nach links. Es kam kein Auto, und er hatte freie Sicht über mehrere Hundert Meter. Als er dann aber die Fahrbahn betrat, packte ihn eine Frau, zog ihn auf den Gehweg zurück, ein Laster fuhr vorbei. Die Frau stand unter Schock, sie zitterte und begann zu schimpfen: »Warum hast du das gemacht? Warum? Bist du blöd, oder was?« Er sagte nichts, ging weiter und überlegte, wer gewollt haben könnte, dass er den Laster nicht hatte kommen sehen, und ob es vielleicht einen Schutzengel gab, der jemanden geschickt hatte, um ihn zu retten.

Auch heute noch würde er schwören, dass auf der Straße damals nichts gefahren war.

Das Auto hielt selbstständig vor der geschmackvoll restaurierten Villa. Wie zufällig war Markéta gerade dabei, die Erde im Rosenbeet am Eingang aufzulockern und sah beinahe so natürlich aus wie ein Politiker, der den Kindern in einer Kita ein Märchen vorliest, wobei er das Buch falsch herum hält. Die Tochter stieg wortlos aus und ging an der Mutter vorbei, Josef holte Luisas Sachen aus dem Kofferraum und drückte sie seiner Frau in die Hand.

Auf die Frage in ihren Augen antwortete er ausweichend, denn er hatte es eilig. »Bitte, jetzt nicht, wir sprechen heute Abend darüber, okay? Wir finden schon eine Lösung.«

»Aber ...«

»Entschuldige, aber die Aktionäre, ich sollte längst da sein.«

»Ich spreche mit ihr und schicke dir eine Nachricht.«

»Ja, versuch's mal. Vielleicht klappt's mit Zeichensprache.« Er gestikulierte mit den Händen wie ein Gebärdendolmetscher.

Wieder zurück im Auto wählte er Andrejs Nummer. Aida fuhr, analysierte das Geschehen in allen Richtungen, optimierte den Energieverbrauch und wählte entsprechend der Fahrerpersönlichkeit Musik oder Podcasts aus. Josef musste bloß auf die Polizei achten – das System war noch nicht von der Regierung freigegeben und abgesegnet, doch das dürfte nur noch eine Frage von Wochen sein.

Andrej hob fast sofort ab. »Sieht schlecht aus, sechs wird dafür, sechs dagegen.«

Josef lächelte, genau das hatte er erwartet. »Hab ich mir gedacht. Bist du sicher?«

»Ja.«

»Und Tom weiß schon davon?«

»Du der Erste, wer ich rufe an.«

»Dann ruf ihn an, er soll die zweite Rede vorbereiten. Und bitte, könntest du ...« Josef zog aus seiner Sakkotasche den Stapel Atteste heraus und sah sich die Stempel an, »... einen Doktor Schwarz überprüfen? Physiotherapeut, Slunečná-Straße sechs?«

Am anderen Ende der Leitung war zu hören, wie sich Andrej Notizen machte.

»Meine Tochter, weißt du. Sie hat gefälschte Atteste ... Ich würde ganz gerne wissen, wohin sie geht, und vor allem, mit wem sie unterwegs ist.«

»Gibt Problema?«

»Das weiß ich eben nicht.«

Josef beendete das Gespräch, er wirkte besorgt. Es begann ein wenig zu regnen. Aida aktivierte die Scheibenwischer, bewertete die Gefühlslage des Fahrers anhand seines Verhaltens als eine Mischung aus Melancholie und Verbitterung und wählte für die Playlist die nostalgischen Doors – *Riders on the Storm*. Den Stau in Dejvice sah sie voraus, lange bevor die anderen Autofahrer ihn bemerkten, und leitete das Auto über das Hanspaulka-Viertel.

An einer roten Ampel stoppte sie neben einem großen Werbefeldschirm. Von dort lächelte Jaromír Jágř auf Josef herab und protzte mit einer Armbanduhr. Dann wechselte das Werbefeld, zu sehen wiederum Jágř, der nun aber mit seinem neuen Smartphone angab. Und ehe das Auto bei Grün startete, erwischte Josef noch die dritte Reklame, darauf eine Szene wie aus einer kommunistischen Propaganda und die Slogans:

Machen Sie einen Ausflug in den Kommunismus!

Erleben Sie die Fünfzigerjahre am eigenen Leib!

Josef musste über diese blödsinnige Idee schmunzeln. Aida setzte das Auto in Bewegung. Gleich hinter der Kreuzung aber überholte ihn verärgert ein armer Teufel in einem Firmen-Turbodiesel, der ihm den Mittelfinger entgegenstreckte. Josef konnte von seinen Lippen ablesen: »Du Pisser, damit kannst du auf die Kirmes fahren!«

Ihm war das allerdings egal, er konzentrierte sich auf die Verhandlungen mit den Aktionären seiner Firma und wog alle Pros und Kontras ab. Die goldene Aktie, ein Vetorecht gegen jedwede Entscheidung des Vorstands, hatte er noch nie einsetzen müssen, doch er trug sie lieber bei sich.

Im *Meetingroom* der Aida AG sah es völlig anders aus als in anderen Räumen dieser Art üblich – zum einen wurden hier keine leeren Phrasen à la Ptydepe im Firmensprech gedroschen, zum anderen hatte er Stil und stand auf witzige Weise über den Dingen.

Josef hatte die gesamte Inneneinrichtung der Firma einem Filmarchitekten anvertraut, der jeden Raum wie die Kulisse eines anderen Films gestaltete. Josef hatte dem Architekten freie Hand gelassen, unter der Bedingung, dass er als Erster die Entwürfe zu sehen bekam und das letzte Wort bei der Filmauswahl hatte.

Der große Konferenzraum also war eingerichtet wie ein geheimer Operationsraum des Mossad aus den Siebzigern, ein anderer sah aus wie das Büro eines Gangsta-Rap-Produzenten im New York der 1990er-Jahre, inklusive Couch mit Tigermuster und Einschusslöchern. Gleich daneben war das nüchterne kommunistische Direktorenzimmer des Staumeisters Palyza, der das Sagen über die Talsperre Velké sedlo hatte, an den Wänden Bilder von Wasserbauwerken und Anglertrophäen – einschließlich des ausgestopften Kopfes seines Konkurrenten und Nebenbuhlers, des Tauchers Sikyta. Es gab auch ein Raumschiff aus der *Star-Trek*-Urzeit, so wie sich die Schöpfer des Sci-Fi in den 1960er-Jahren die Zukunft vorgestellt hatten, außerdem ein Jugendstil-Bordell als *Chill-out-Room* und sogar den Sitz eines Anführers der Yakuza in San Francisco inklusive Aquarium mit Kugelfisch, hundertjährigen Bonsais und den sentimental Erinnerungen eines Japaners, der nicht mehr in seine Heimat zurückkehren kann. Der größte Spaß des Architekten aber war das Büro eines Selbstmörders aus einer Dokufiktion über ein multinationales dehumanisiertes Unternehmen: an den Wänden unsinnige Motivationssprüche

von LinkedIn, auf einem kleinen, von der Decke herabgelassenen Bildschirm fand alle halbe Stunde eine Videokonferenz statt, die nicht abgeschaltet werden konnte, und eine komplette Wand bestand aus einem extrem hochauflösenden Bildschirm mit einer perfekten 3D-Simulation eines Großraumbüros. Diesen Raum teilte Josef denjenigen Mitarbeitern zu, bei denen er wachsende bürokratische Denke, Vernebelung und Intrige spürte.

Nach zwei Stunden im Mossad waren sie beinahe am Ende angelangt, Josef beobachtete den jungen, ambitionierten Tomáš, seine rechte Hand, der sie durch das Meeting navigierte wie ein patenter Kapitän sein Segelboot auf rauer See. Hier die Leine lockernd, dort anziehend, dann sich mal einen Scherz über die Regierung, die Investoren erlaubend, doch stets unauffällig Kurs haltend. Die optimistischen Perspektiven, die Prognosen zur Marktentwicklung und der Silizium-Preisentwicklung verhießen Wachstum, transatlantische Grüße von Elon Musk, vorsichtiges Interesse seitens Toyota und ein recht konkretes Angebot von VW. Josef wusste, wie vor der Abstimmung die Kräfteverteilung war. Doch falls es Tomáš gelänge, den Hauptinvestor davon zu überzeugen, zusammen mit ihm noch abzuwarten, würde er seine Trümpfe nicht ziehen müssen.

Aber Karel, der Hauptinvestor, bei dem niemand so genau wusste, was für Geld hinter ihm stand, musste es einfach versuchen: »Darf ich noch ein Wort sagen, bevor wir abstimmen?«

Josef seufzte, denn er hatte es erwartet: »Ja, natürlich ...«

Der Investor deutete auf eine Zahl auf dem Tablet-Display: »Dafür, dass unser System von der Regierung noch nicht abgesegnet wurde, ist dieses konkrete Angebot von VW mehr als großzügig.«

Tomáš antwortete prompt: »Weißt du, Kája, das ist nur eine Frage der Zeit. Das Gesetz befindet sich in der zweiten Lesung ...«

»Ich weiß aber auch, wie es läuft, es kommt ein Änderungsantrag, das Ganze wird verzögert und ist im Arsch.«

Josef ergriff das Wort: »Das Gesetz geht durch, und in einem Jahr verkaufen wir den Minderheitsanteil fürs Zehnfache. Von deren Seite ist das nur ein billiger Trick, günstig dranzukommen, also, lasst uns abstimmen. Wer ist gegen den Verkauf?«

Wie Andrej gesagt hatte: Ein Teil der Investoren stimmte dafür, ein Teil dagegen. Doch unentschieden war es nicht. Es gab eine Stimme mehr für den Verkauf der Aktien. Tomáš sah Josef fragend an.

Der zuckte mit den Schultern und zog mit einem formalen Lächeln seine persönliche goldene Aktie.

»Nun, ich dachte, ich müsste sie nicht einsetzen ... Also, als Inhaber der goldenen Aktie lege ich mein Veto gegen die Entscheidung des Vorstands ein, der Verkauf findet nicht statt.«

Ein Raunen ging durch den Versammlungsraum, und alle sahen sich aus der Entfernung neugierig die goldene Aktie an – den Schlüssel zur Kontrolle über die Aida AG. Jeder hatte von ihr gehört, doch niemand hatte sie je zu Gesicht bekommen, genauso wenig wie die Vagina von Sharon Stone im Film *Basic Instinct*.

Karel nahm seine Niederlage gelassen und mit Humor und johlte wie der Schauspieler Pepíček Bek: »Und magst du sie mir nicht mal kurz geben, damit ich sie mir angucken kann? Nur ganz kurz ...«

Die Aktionäre lachten. Auch Josef fand das lustig. Es ging zwar um viel Geld, dennoch war die Situation entspannt, bei Aida war das normal. Aida war keine zerstrittene Firma.

Josef steckte die Aktie wieder zurück in seine Aktentasche und sagte beinahe entschuldigend: »Nee, Kája, du würdest sie nur den Chinesen verticken – oder an Nordkorea, ich kenn dich doch.«

»Dann nächstes Mal. Sag mal, habt ihr noch einen freien Versammlungsraum?«

»Du musst jetzt wohl telefonieren, was? Der Mossad ist belegt, Sekunde, ich guck mal nach. Ja, hier ist ein Büro frei, da hast du deine Ruhe.«

Der Investor dankte, und Josef begleitete ihn zum Selbstmörder-Büro. Auf dem Weg in sein eigenes Büro schrieb er eine Nachricht an Markéta und erkundigte sich nach der Tochter.

Die SMS blinkte geräuschlos im Display des Handys auf der Arbeitsplatte auf. Markéta zerteilte gerade eine Mango, die ihnen von einer auf den Import von Früchten aus Brasilien und deren Reifung spezialisierten Firma direkt nach Hause geliefert worden war. Wenn man genug Geld hatte, musste man also keine unreifen, mit Chemikalien vollgepumpten Obstembryos mehr essen. Im Fernsehen lief eine feministische Doku über Carly Fiorina: Ein samtener Alt kommentierte die Archivbilder der Firma, lobte ihre Leistungen als Managerin in den Himmel und verschwieg dabei taktvoll die Schulden, in die Carly Hewlett-Packard für eine lange Zeit getrieben hatte. Markéta aber war sie sympathisch, sie verehrte sie und hatte sich vor Kurzem sogar ihr Motivationsbuch bestellt. Als sie das köstlich duftende gelb-orange Fruchtfleisch der Mango aufgeschnitten hatte, rief sie Luisa nach oben zu, ob sie auch Obst essen wolle, bekam aber nur Stille zur Antwort. Schulterzuckend beschloss sie zu

warten, bis die Tochter von selbst über ihre Probleme erzählen würde.

Das aber hatte Luisa erst mal nicht im Sinn. Sie lag in ihrem Zimmer, blickte an die Decke, ein Gerät spielte Anarcho-Punk, aus dem anderen kam eine Litanei über die Ausbeutung des Menschen im einundzwanzigsten Jahrhundert – eine Reportage über die »Helden der kapitalistischen Arbeit« mit der jungen aktivistischen Reporterin Saša Uhlová.

Wütend schaltete Luisa die Reportage im interessantesten Moment aus, weil sie eine Stimme aus der Küche hörte: »Was?«

»Ob du auch eine Mango möchtest?!«

»Nein, ich lern gerade.«

Sie stellte die Musik lauter, damit niemand mehr sie störte.

Josef betrachtete den Silikonkopf des Tauchers Sikyta (eine perfekte Kopie des Schauspielers Ivan Vyskočil), der, an ein Brett aus Nussbaumholz genagelt, gleich neben der Trophäe eines majestätischen Zanders hing, und überlegte, aus welchem Material wohl die Nasenhärchen waren. Unter dem Kopf war in Schnörkelschrift der Name und das Datum des »Fangs«, der dem verschmähten Palyza ins Netz gegangen war, eingebrannt. Dann trat er ein paar Schritte zurück und ging zum Fenster, vor dem schon eine Weile nervöses Gehupe zu hören war.

Die Sonne strahlte, und auf der Straße spielte sich eine interessante Szene ab: Eine lächelnde ältere Frau stand auf Langlaufskiern mitten auf der belebten Straße, obwohl gerade Sommeranfang war, und blockierte den Verkehr aus der einen Richtung. Ein Rettungswagen verursachte den Stau aus der anderen Richtung. Die Sanitäter in ihren Warnwesten näherten sich sehr langsam und seltsam lächelnd ihrem Opfer

mit dem komplizierten Organ, auch menschliches Gehirn genannt; einige Autofahrer filmten das mit ihren Handys, und Josef war sich sicher, dass er am Abend darüber einen Bericht im Fernsehen sehen würde. Die Frau drehte aber sofort, beinahe akrobatisch, in eine Lücke zwischen zwei Autos ab (offenbar handelte es sich um eine erfahrene Skiläuferin) und fuhr den Sanitätern in die Gegenrichtung davon. Augenscheinlich waren die Skier gut gewachst, und auf den Straßenbahngleisen ließ es sich gut gleiten. Josef erwischte sich dabei, dass er ihr die Daumen drückte.

Dabei fiel ihm etwas ein. Er setzte sich an den Computer und erstellte den Befehl, die autonome Pkw-Steuerung müsse mit jeder denkbar verrückten Variante rechnen: von der Skilangläuferin im Sommer bis hin zum Motorrad fahrenden Bären. Alles musste abgesichert sein, keine Eventualität durfte vergessen werden. Er schickte den Befehl ab und dachte einen Moment nach. Dann rief er die Website der Schule auf, die seine Tochter besuchte. Er erinnerte sich an seine Hacker-Jugend, und drei Minuten später war er im System. Als er die Anzahl der entschuldigten Fehlstunden in der Spalte von Luisa Kaarl sah, dachte er kurz nach; ein Klick würde reichen, und aus einem großen Problem würde ein kleineres, dann überlegte er es sich anders und wechselte zum Instagram-Profil seiner Tochter. Sie hatte ihn natürlich blockiert, doch es wäre ein Leichtes, es sich anzusehen.

Die Türklinke klackte; ohne anzuklopfen durfte nur Sascha zu ihm, die Sekretärin, die schon seit der Gründung der Firma bei ihm war. Josef wechselte das Browserfenster, als hätte er sich gerade einen Porno angesehen.

Sascha lächelte amüsiert, sie wusste mehr über ihn als er selbst.

»Was ist?«